EVANGELISCHE KIRCHE
VON KURHESSEN-WALDECK

## Netzwerkknüpfer werden

*Predigt von Bischöfin Dr. Beate Hofmann am 12.9.2025 zum Ordinationsjubiläum in der Stadtkirche Bad Hersfeld. Predigttext: Lk 5, 1-11*

Liebe Ordinationsjubilar*innen, liebe Gemeinde,

Ordinationsjubiläum, das lädt ein zum Bilanz ziehen, egal, ob Sie heute 25, 40 oder 50jähriges Jubiläum feiern. Vielleicht haben Sie sich bei der Fahrt hierher erinnert, wie das damals war bei Ihrer Ordination. Können Sie sich an das Gefühl erinnern, mit dem Sie in Ihre erste Stelle gegangen sind? Mit welchen Hoffnungen und Erwartungen haben Sie Ihren Beruf begonnen? Auf welche Erfahrungen blicken Sie mit Stolz zurück? Welche Überraschungen haben Sie mit sich in diesem Beruf erlebt? Was war vielleicht auch manchmal schwierig?

Beim Unterschreiben der Urkunden habe ich überlegt, wie viele Jahr Pfarramt, wie viele Gottesdienste, wie viele durchgeführte Taufen und Beerdigungen heute in dieser Kirche versammelt sind. Über 2000 Jahre Erfahrungen im Pfarramt sitzen hier und für viele von Ihnen ist es noch nicht vorbei.

Sicher werden Sie in den Gesprächen heute Abend manchmal sagen: Was waren das für Zeiten! Weißt du noch? Was hatten wir es schwer oder auch: was war das schön damals?

Wenn ich heute junge oder nicht mehr ganz so junge Menschen ordiniere, dann ist immer klar: Vieles in der Kirche wird nicht so bleiben, wie es jetzt ist.

Vieles, was vor 25 oder 40 Jahren in der evangelischen Kirche gut möglich war, wird in 25 Jahren so nicht mehr möglich sein. Einerseits bin ich gewiss: Wir werden weiter Gottesdienst feiern, taufen und beerdigen, in unseren schönen alten Kirchen, an anderen Orten, in neuen Formaten, mit vertrauten und neuen Liedern, und immer werden wir vom Reich Gottes sprechen und Menschen hineinnehmen in seine Wirkmacht und seine Hoffnung.

Und andererseits wird vieles ganz anders sein. Und dabei taucht in manchen Gesprächen in Kirchenvorständen oder Pfarrkonferenzen die bange Frage auf: Was machen wir eigentlich falsch? Warum kehren uns so viele den Rücken? Warum empfinden sie unsere Botschaft als irrelevant für ihr Leben? Warum fehlt ihnen das so wenig, was unser Leben stärkt und bereichert?

Der Säkularisierungsprozess, in dem unsere Gesellschaft und damit auch unsere Kirche steckt, ist ein komplexes Phänomen. Einfache Rezepte, wie man das Ruder herumreißt und den Massenexodus aufhält und die Kirchen wieder füllt, greifen nicht. Wir müssen akzeptieren, dass die Freiheit, sich für oder gegen Mitgliedschaft in unserer Kirche zu entscheiden, bei vielen zu unseren Ungunsten ausfällt, oft genug sogar nach schönen Gottesdiensten und berührenden Kasualien. Bindungsformen haben sich verändert. Und trotzdem bleibt diese bohrende Frage: Warum kommen so wenige, trotz all der vielen Mühe und Arbeit? Warum bedeutet ihnen das, was uns so wichtig ist, nichts?

Wie leben und arbeiten wir mit diesen Fragen? Schieben wir sie weg und machen einfach weiter? Resignieren wir frustriert angesichts der Ohnmacht und Vergeblichkeit? Suchen wir emsig nach neuen Ideen, die wir noch nicht probiert haben?

Beim Nachdenken über diese Fragen kam mir ein biblischer Text in den Sinn, der einige dieser Fragen und Erfahrungen spiegelt. Es ist der Fischzug des Petrus in Lk 5, 1-11, die Lesung in diesem Gottesdienst.

Wenn man diese Geschichte hört, könnte man neidisch auf Jesus werden: Zu ihm kommen so viele Menschen, dass er aufs Wasser muss, damit alle ihn sehen und hören. Dafür braucht er die örtlichen Fischer. Die haben schon eine lange, frustrierende Nachtschicht hinter sich. Ich bezweifle, dass die in diesem Moment gern noch mal ins Boot gestiegen sind. Vermutlich brauchte das Überredungskunst, die ganze Klaviatur der mühsamen Gewinnung von ehrenamtlichem Engagement….

Nach der Veranstaltung will Jesus sich bedanken, auf seine Weise. Er schickt die Fischer noch einmal hinaus, dahin, wo es besonders tief und gefährlich ist. Doch die zögern. In der Antwort von Simon Petrus schwingt vieles mit: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.“ In diesem einen Satz höre ich viel Frustration, vergebliche Mühe, Enttäuschung, Erschöpfung, Verzweiflung. Viel von dem „ich hab mich so angestrengt, aber es bringt nichts.“

Doch die Fischer bleiben darin nicht stecken. Sie haben den Mut zu diesem trotzigen „aber“: „Aber auf dein Wort hin will ich die Netze auswerfen.“

Mit welchen Gedanken sie da wohl hinausfahren? Ist es unhinterfragtes Vertrauen nach dem Motto: „Wenn Jesus das sagt, wird es schon stimmen?“ Ist es eher ein Test: „Mal sehen, ob Jesus wirklich was kann und bringt?“ Ist es eine Mischung aus Trotz und Gleichgültigkeit, ein „Wirst schon sehen, wohin das führt“, oder: „ist auch egal, schaden kann es ja nicht.“ Oder treibt sie dieses Fünkchen Hoffnung auf Sattwerden, auf eine neue Erfahrung, vielleicht sogar auf ein Wunder?

Was dann kommt, zeigt die Ambivalenz von Erfolg. Der Fang ist groß, so groß, dass die Netze zu reißen drohen. Sie winken die Gefährten aus dem anderen Boot heran, sie bilden sozusagen einen Kooperationsraum und teilen die Arbeit und den Ertrag - und drohen dabei fast alle unterzugehen.

Doch gemeinsam gelingt es, den Fang an Bord zu bringen und zurück ans Ufer.

Das Bild der vollen Netze löst eine heikle Frage aus: Was füllt unsere Netze? Dankbare Worte? Leuchtende Augen? Viele Ehrenamtliche? Eine volle Kirche? Eine hohe Spendensummer für ein Projekt, das uns besonders am Herzen liegt? Eine Kirche, die in neuem Glanz erstrahlt und auf grün gesetzt wird im Gebäudeplan?

„Frau Bischöfin, Sie müssen den erfolgreichsten Pfarrer in Ihrer Kirche prämieren!“ hat mir letzte Woche jemand geraten. „Und was ist für Sie das Kriterium für Erfolg?“ habe ich zurückgefragt. „Ist doch klar, wer die meisten Eintritte hat“, war die Antwort. „Nein, hab ich gesagt, so einfach ist das in der Kirche nicht. Wir messen Erfolg nicht nur ökonomisch, wir folgen dem Mann am Kreuz…“

Welche Verführung in dieser rein quantitativen Form von Erfolgsmessung liegt, habe ich in den Megachurches der USA erlebt. Die sind sehr gut darin, auf Bedürfnisse und Erwartungen ihrer Mitglieder oder potentiellen Mitglieder zu reagieren, davon könnten wir einiges lernen. Aber die Gleichung „big parking lot – big spirit“, also: „wo viele Autos auf dem Parkplatz stehen, da muss auch viel Geist sein“, die halte ich für zu einfach. Denn „hören auf Gott und das, was Menschen brauchen“ heißt nicht einfach: und „hören auf das, was die Leute hören wollen“. Es bleibt die Widerborstigkeit des Evangeliums, das Unbequeme, Verstörende, das Leben Umdrehende.

Diese Ambivalenz spürt offensichtlich auch Simon Petrus. Er und seine Gefährten erschrecken zutiefst.

Die Begegnung mit der Vollmacht Jesu, das Staunen über das, was sie gemeinsam geschafft haben, den Erfolg ihrer Arbeit, aber auch der Schrecken über die beinahe untergehenden Boote, diese Erfahrung von Gefährdung der eigenen Existenz durch die plötzliche Fülle, all das löst nicht Begeisterung aus, sondern Furcht und tiefe Verunsicherung: „Geh weg, ich bin ein sündiger Mensch.“ Sagt Petrus.

Fühlt sich Petrus dem Erfolg nicht gewachsen? Spürt er seine eigene Ohnmacht angesichts der Vollmacht Jesu? Für ihn hat die Begegnung mit Jesus nicht nur eine faszinierende, sondern auch eine erschreckende Seite, eine, die das eigene Leben in ein anderes Licht setzt und nicht nur die eigenen Gaben, sondern auch das eigene Unvermögen sichtbar macht. Hier begegnet die aufdeckende, die ehrlich machende Wirkung der Begegnung mit dem Göttlichen.

Jesu Reaktion ist auch ein Trost an uns, wenn wir uns ungenügend, überfordert, erschreckt fühlen. Jesus lässt den Rückzug des Petrus nicht gelten: ihn hindert das Ungenügen, das Sündersein nicht daran, Petrus in seinen Dienst zu nehmen. Er überwindet den Schrecken: „Fürchte dich nicht!“ Nicht vor der Aufgabe, nicht vor dem Erfolg und nicht vor dem Scheitern.

Und dann kommt ein Auftrag, der bei mir viele Ambivalenzen auslöst: „Von nun an wirst du Menschen fangen.“ Ich weiß nicht, ob Sie das als Ihre Berufsbezeichnung angeben würden, Menschenfänger. Da schwingt etwas von Manipulation, Zwang, Überwältigung mit; das wollen wir nicht! Das Ringen mit diesem Auftrag hat mich näher hinsehen lassen.

Lukas verwendet hier nicht wie Markus das griechische Wort für fischen oder Fischer „Halieus“, sondern ein anderes: Zogroon, das heißt lebendig fangen, oder auch: zum Leben fangen. In unserem Beruf geht es nicht darum, Menschen so zu fangen, dass sie sich nicht mehr frei bewegen können oder ihnen gar Zwang widerfährt. Nein, wir sollen sie beleben, ihnen eine neue Perspektive zum Leben schenken.

Die Netze, die wir knüpfen und immer wieder flicken und auswerfen, die sollen nicht einfangen und töten, sondern halten und stärken, als Netze der Solidarität und gegenseitigen Fürsorge, als Netze, die Menschen in Krisen halten und eine Leben-stärkende Botschaft nahebringen. Menschenfischer übersetze ich heute mit „Netzwerkknüpfer“. Solche Netze haben oft lose Enden, können wachsen oder kleiner werden, stark oder schwach sein. Sie sind umso stabiler, je mehr Menschen mitknüpfen und miteinander dafür sorgen, dass das Netz hält. Aber sie wirken auch im Kleinen.

Es braucht Mut und Vertrauen, dieses Netz immer wieder auszuwerfen. Es ist anstrengend, schweißtreibend, manchmal auch frustrierend und erschöpfend. Und doch unwiderstehlich und hinreißend, mitreißend, damals wie heute.

„Und sie brachten die Boote ans Land und verließen alles und folgten ihm nach.“

Amen.